

Laubische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Donnerstag 3. Februar 1898.

Der Parteitag der Deutsch-Konservativen in Dresden.

Dresden, 2. Februar 1898. Als wir heute Morgen in Halle den Zug betreten, um zum Parteitage der deutschen Konservativen nach Dresden zu fahren...

insonderheit festhalten auf dem Boden des Christentums und der Monarchie, die Wahrung der Autorität, und die Herrschaft von Gesetz und Ordnung. Sie will nicht Einschränkung, sondern Ausbreitung der persönlichen Freiheit...

Der Parteitag der Deutschen Konservativen Partei stellt, wie es in dem Programm vom 8. Dezember 1892 geschrieben ist, die Erwerbung, Erhaltung und Kräftigung der christlichen Lebensanschauung an die Spitze seiner Aufgaben.

Herr Hofrath Dr. Mehnert, Dresden begrüßt die Anwesenden im Namen der sächsischen Konservativen und brachte ein begeistertes und begeistert aufgenommenes Wort auf ihre Majestät den deutschen Kaiser und den König von Sachsen aus.

Edowar sprach Herr Dr. Meising das Wort zu einem eingehenden Referate über die Stellung der konservativen Partei zur Sozialdemokratie. Die konservativen Partei sieht auch heute noch in sozialistischer Bewegung fest auf dem Boden der Einparteiensystem der Alldeutschen Volkspartei...

Der Parteitag hat sich für den Hofratig Bürger und den Staatsrat Hans v. Manteuffel zum Vorsitzenden der Debatte wurde folgende Resolution angenommen: Der Parteitag erklärt folgendes: Die konservativen Partei weiß sich die Interessen der produktiven Stände einschließlich der Arbeiterschaft pflegen zu erkennen an der Konstituierung, Landwirt und Kleinbauern in der Gesetzgebung lang...

Am 2. Februar sprach Herr Hofrath Meising das Wort zu einem eingehenden Referate über die Stellung der konservativen Partei zur Sozialdemokratie. Die konservativen Partei sieht auch heute noch in sozialistischer Bewegung fest auf dem Boden der Einparteiensystem der Alldeutschen Volkspartei...

Der Parteitag hat sich für den Hofratig Bürger und den Staatsrat Hans v. Manteuffel zum Vorsitzenden der Debatte wurde folgende Resolution angenommen: Der Parteitag erklärt folgendes: Die konservativen Partei weiß sich die Interessen der produktiven Stände einschließlich der Arbeiterschaft pflegen zu erkennen an der Konstituierung, Landwirt und Kleinbauern in der Gesetzgebung lang...

Der Parteitag hat sich für den Hofratig Bürger und den Staatsrat Hans v. Manteuffel zum Vorsitzenden der Debatte wurde folgende Resolution angenommen: Der Parteitag erklärt folgendes: Die konservativen Partei weiß sich die Interessen der produktiven Stände einschließlich der Arbeiterschaft pflegen zu erkennen an der Konstituierung, Landwirt und Kleinbauern in der Gesetzgebung lang...

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt





[Nachdruck verboten.]

Das Wrack des Grosvenor.

33]

Roman von Clark Russell.

Die Leute waren zu ihrem Mittagessen gegangen, verhielten sich heute aber so still dabei, daß das Schiff ganz verödet erschien. Stevens war vorn und aß ausnahmsweise mit den Leuten. Als ich einmal durch das Oberlicht in die Kajüte blickte, bemerkte ich, daß Miß Robertson zu mir aufsaß. Ich beugte mich nieder, bat sie, ohne Sorge zu sein, ihre Kajüte aber nicht zu verlassen, ehe ich sie nicht rief; mir war der schreckliche Gedanke in den Kopf gefahren, die Leute könnten am Ende, wenn sie sie sehen, plötzlich auf die Idee kommen, sie mitzunehmen.

Sie sagte mir, sie hätte nur ein Glas Brandy für ihren Vater holen wollen. „Ach, er ist so elend und schwach und spricht so verwirrt,“ schluchzte sie, sich plötzlich abwendend, und eilte in ihre Koje zurück.

Unmittelbar darauf nahm der Steward ihre Stelle am Oberlicht ein und sagte flüsternd:

„Sir, Sie sollen sich über mich nicht zu beklagen haben.“

„Das will ich Dir auch rathen.“

„Ich werde an Weib und Kind denken und das wird mir Kraft und Muth, geben mich zu wehren.“

„Den Teufel auch, Kerl, Du sollst Dich nicht nur wehren,“ schraubte ich ihn an, trotzdem ich kaum ein Lachen unterdrücken konnte, über die Art, wie er sich bei seinen letzten Worten in die Brust zu werfen suchte, „sondern Du sollst auch Jedem angreifen und auf der Stelle niederschlagen, der Dir in den Weg kommt. Thust Du das nicht, dann sei Dir Gott gnädig, und wenn Du etwa denkst, Dir mit Brandy mehr Muth machen zu wollen, so sage ich Dir zum Voraus, bei der geringsten Trunkenheit, die ich an Dir merke, übergebe ich Dich dem Koch und der mag dann seine Rache an Dir noch kühlen, soviel er will.“ Diese Drohung schien mir zur Stärkung seines Muthes genügend.

Die Leute blieben sehr lange bei ihrem Mittagessen; sie waren so still, daß mich plötzlich der Gedanke erschreckte, es möchten am Ende Mehrere in den Kielraum gestiegen sein, um schon jetzt das Schiff anzubohren. Nach ruhigem Nachdenken sagte ich mir aber, daß sie doch kaum so übereilt handeln würden. Allerdings konnte lange Zeit vergehen, ehe sich das Schiff mit Wasser füllte, selbst wenn es mit einem Stangenbohrer an verschiedenen Stellen angebohrt wurde, aber vor Abend erhob sich vielleicht ein solcher Wind, daß sie nicht wagen durften, die Boote zu besteigen, oder falls sie schon in den Booten wären, im Schiffe wieder Schutz suchen mußten.

Ohne an Mittagbrod zu denken, blieb ich auf Deck und beobachtete unablässig das Wetter.

Ein Leichtmatrose kam, um das Rad zu übernehmen, als er aber fand, daß das Schiff keine Fahrt hatte, setzte er sich auf

das Gackbord, zog eine Pfeife hervor und rauchte. Ich nahm keine Notiz von ihm.

Kurz darauf kam Stevens das Hauptdeck entlang und frug auf das Hüttendeck.

„Eine Tobtenstille und verflucht heiß,“ sagte er, nachdem er die Hand über die Augen gelegt und den Horizont abgesehen hatte.

„Soll das Schiff, wie es steht und liegt, verlassen werden?“ fragte ich ihn.

„Wie denken Sie darüber?“ erwiderte er, gleichgültig in das Tafelwerk blickend.

„Ich würde es in gehörige Ordnung bringen.“

Er lehnte sich an das Geländer, verchränkte seine Arme und fragte: „Warum?“

„Weil, wenn es auf dem Wasser treibend, von einem anderen Schiff angebrochen werden sollte, es viel natürlicher aussehen würde, wenn Alles so ist, als ob es nach einem Sturm verlassen worden wäre.“

„Darin liegt etwas Wahres.“

„Soll ich befehlen, die Segel zu kürzen?“

„Wenn Sie wollen,“ entgegnete er mit einem spöttischen Lächeln.

Ich that, als bemerkte ich sein sonderbares Benehmen nicht, denn ich wünschte dringend, soviel Segel als möglich einholen zu können, solange noch Kräfte vorhanden waren, die Arbeit zu besorgen. Darum rief ich: „Alle Mann Segel kürzen!“

Die Leute starrten mich an und lachten, aber keiner rührte sich, nur einer rief mir zu:

„Jawohl, das könnte uns gerade fehlen.“

Ich sah den Zimmermann an, der mich höhnisch ansah, und ging wieder nach hinten. Ich war ein Narr, daß ich das nicht vorausgesehen hatte. Was machte sich die Mannschaft daraus, ob das Schiff mit allen Segeln oder vor Top und Tafel auf den Grund ging.

Zu unruhig, herunter zu gehen, um die schreckliche Angst, die mich verzehrte, nicht merken zu lassen, steckte ich mir meine Pfeife an und setzte mich in den Schatten des Besanmastes.

Die schrecklichsten Vorstellungen und Gedanken fingen an, mich zu quälen; mit Gewalt suchte ich sie zu verbannen, es nunkte aber nichts. Schließlich begann ich zu beten. Ich betete mit aller Inbrunst, deren mein Herz fähig war, zu Gott für das liebliche verlassene Mädchen, welches ich mit seinem Beistand schon einmal aus Noth und Tod gerettet hatte, ich rief seine Hilfe, seinen Schutz an, bat flehentlich um Stärke, Kraft und Muth und um einen glücklichen Ausgang der schweren Stunden, die vor uns standen. Nach diesem Gebet fühlte ich mich ruhiger.

Erst um sechs Uhr befahl der Zimmermann, das Langboot zum Niederlassen bereit zu machen. Bald nach diesem Befehl bemerkte ich mit freudigem Herzklopfen, daß das Wasser im Nordwesten dunkel wurde wie von dem Schatten einer darauffliegenden Wolk. Das konnte nur herannahender Wind

Der...
von...
dieses...
werden...
nolwendig...
ausgeglichen...
corzunehmen...
auch...
verbreiten...
müthigkeit...
Besthalten...
infonderheit...
Legenden...
Mit...
apodiktisch...
wairte...
Recht...
Unter...
niemal...
Wollte...
freubungen...
grund...
unter...
Egoismus...
Art...
händen...
Kaffordere...
Partei...
material...
thnung...
Die...
Chri...
der...
ist...
ste...
tags...
ausbrüch...
erhalten...
erhalten...
erhalten...

Die...
Halle...
Halle...
Halle...

Der...
durch...
von...
dieses...
werden...
nolwendig...
ausgeglichen...
corzunehmen...
auch...
verbreiten...
müthigkeit...
Besthalten...
infonderheit...
Legenden...
Mit...
apodiktisch...
wairte...
Recht...
Unter...
niemal...
Wollte...
freubungen...
grund...
unter...
Egoismus...
Art...
händen...
Kaffordere...
Partei...
material...
thnung...
Die...
Chri...
der...
ist...
ste...
tags...
ausbrüch...
erhalten...
erhalten...
erhalten...

sein. Die Leute merkten nichts davon, denn sie waren ganz bei ihrer Arbeit. Troz allem Fleiß ging dieselbe aber doch nicht so schnell von statten, als sie sich wohl gedacht hatten. Die Vorbereitungen, das große Boot über Bord zu bringen, verlangten schon Zeit. Noch ehe das Boot am Windezug hing, traf schon die ankommende Brise das Schiff. Der Zimmermann drehte sofort bei. Ich wurde um nichts mehr gefragt.

Anscheinend gleichgültig stellte ich mich an die Steuerbordseite des Gütendecks, beobachtete die Leute und zählte sie. Es fehlte kein Mann. Dies war mir eine große Beruhigung, denn nun wußte ich, daß noch Keiner im Kielraum war. Wenn ich gut aufpaßte, konnte es mir nunmehr nicht entgehen, sobald sich ein Mann entfernte.

Es war schon sieben Uhr vorbei, als das Langboot zu Wasser geführt wurde. Drei Mann sprangen hinein und nahmen die Risten und Tonnen in Empfang, die ihnen zugereicht wurden. Einige Mann begaben sich zum Seitenboot, um es auch herunterzulassen.

In diesem Augenblick vermißte ich den Zimmermann; mir stockte der Athem: ich ließ angstvoll mein Auge überall umherschweifen; er war nirgends zu sehen. Ich horchte nach unten hin in dem Glauben, er möchte in die Kajüte gegangen sein, aber Alles war dort still. Kein Schatten eines Zweifels, er, der das Anbohren des Schiffes erbacht hatte, er war nun selbst gegangen, die schwarze That auszuführen.

Es war ein furchtbarer Moment. Wenn der Hochbootmann ihn tödtete —! Großer Gott, fast sämmtliche Leute waren noch auf Deck; wenn er nicht zurückkehrte, gingen sie ihn sicherlich suchen; er war ihr Führer, es war nicht anzunehmen, daß sie das Schiff ohne ihn verlassen würden. Das Haar sträubte sich mir auf dem Kopf, der Schweiß perlte in großen Tropfen auf meinem Gesicht, ich biß mir die Lippen halb durch, um meine Aufregung nicht zu verrathen, und wartete auf — ich weiß nicht was!

Achtzehntes Kapitel.
Befreit.

Die Leute waren inzwischen fieberhaft geschäftig, den letzten Proviant in das Seitenboot zu verstauen. Sie piffen lustige Lieder und lachten und scherzten in bester Laune, als ob sie im Begriff ständen, eine Vergnügungsreise anzutreten.

Und ich! Mein Gott, welche Folterqualen stand ich aus! Was geschah in diesem Augenblick dort unten oder was war vielleicht schon geschehen? Lag der Glende, von der Eisenstange des Hochbootmanns getroffen, todt im Kielraum oder hatte er den Hochbootmann vielleicht im Schlafe überrascht und umgebracht? Jede Minute wurde mir zur Stunde; eine Ewigkeit verging; die Sonne versank allmählich im Wasser; die meisten Leute waren schon in die Boote gestiegen, nur vier sah ich noch auf Deck, sie blickten zuweilen nach mir, zuweilen in die Kajüte, zuweilen nach vorn, aber Keiner von ihnen sprach.

Plötzlich — ich erschraf, als ob mir ein Geist erschienen — sah ich den Zimmermann eilig um die Küche herumkommen und nach der Fallreepstreppe schreiten.

„Macht, daß Ihr ins Boot kommt, Jungsens!“ schrie er. Wie Ratten, die ein sinkendes Schiff verlassen, sprangen sie Einer nach dem Andern ins Langboot, zuletzt der Zimmermann; sie warfen die um ein Rußeisen gefchlungene Bootsleine los, nahmen das Seitenboot ins Schlepptau und stießen ab. In wenigen Minuten waren beide Boote ungefähr drei R abklängen entfernt, hier hielten sie an; sämmtliche Leute starren

jetzt erwartungsvoll durch das Halbdunkel nach dem Schiff herüber.

Während dies Alles geschah, hatte ich dagestanden wie Einer, in dem das Leben plötzlich erloschen ist; das Entsetzen hatte mich komplett gelähmt. Als ich den Zimmermann zurückkehren sah, war ich vollkommen überzeugt, daß er den Hochbootmann getödtet hatte. Allmählich aber fand ich, daß sein Benehmen zu dieser Annahme nicht stimmte. Wenn der Hochbootmann ihn angegriffen und er diesen dabei todtgeschlagen hatte, so würde er sicherlich nicht das Schiff verlassen, ohne noch eine besondere Rache an mir zu nehmen, denn er mußte dann mich als den Urheber der Verschwörung gegen sein Leben erkannt haben.

Was bedeutete denn aber sein ruhiges Wesen bei der Rückkehr, seine völlige Nichtbeachtung meiner Person, als er das Schiff verließ? War der Hochbootmann in seinem Versteck gestorben? Bei diesem Gedanken erstarrte mir alles Blut in den Adern. Ja, das war es, er war gestorben, der Zimmermann hatte freies Spiel bei seiner That gehabt, und während ich hier stand, stürzte das Wasser in den Kielraum.

Halb wahnsinnig flog ich förmlich über das Deck nach der Vorderluke und schrie hinein:

„Geda! Hochbootmann!“

Keine Antwort.

„Geda! Hochbootmann!“ rief ich noch einmal mit aller Kraft, die mir die Angst gab.

Wiederum keine Antwort, nur einen dumpfen, dröhnenden Ton glaubte ich von unten herauf zu vernehmen.

„Holla! Hochbootmann! so antworten Sie doch um aller Heiligen Willen!“ brüllte ich zum dritten Mal.

Jetzt hörte ich deutlich einen knirschenden Laut, wie wenn Jemand etwas zerträte.

„Donner und Wetter! Mann! so geben Sie doch nur ein Lebenszeichen von sich; ich bin es, Kople ist es, der Sie ruft.“

„Sind die Lumpenhunde abgezogen?“ erklang nun endlich zu meiner Erlösung die ruhige Stimme des Gerufenen, und seine Gestalt kam unter der Luke zum Vorschein.

Ein tiefer Athemzug entrang sich meiner Brust bei seinem Anblick. „Gott sei gelobt, daß Sie da sind.“ keuchte ich, „aber warum lassen Sie mich denn fortwährend schreien und vor Angst beinahe verrückt werden? Ich dachte schon, Sie wären todt.“

„Das thut mir leid,“ antwortete er, „aber ich mußte doch erst wenigstens zwei zustopfen, ehe ich kommen konnte, jetzt ist nur noch eins zu verstopfen.“

„Was denn? Was meinen Sie?“

„Nun, was denn anders als Bohrlöcher. Warten Sie noch ein paar Minuten, dann komme ich raus, jetzt muß ich das letzte noch schnell verstopfen.“

Damit verschwand er wieder in dem dunkeln Raum.

Während ich ihn hämmern und klopfen hörte, bemächtigte sich meiner eine neue verzehrende Angst. Mir fiel ein, daß Stevens vergessen hatte, den Boots-Kompaß mit zu nehmen, jeden Augenblick konnte er das bemerken und noch einmal an Bord zurückkehren. Schon wollte ich in meiner Ungebuld dem Hochbootmann zurufen, er solle sich beeilen, als er aus der Luke heraufstieg.

„Sind Sie fertig?“ rief ich.

„Nawohl.“

„Alles dicht?“

„Fest wie eine Kotosnuß.“

(Fortsetzung folgt.)



[Nachdruck verboten.]

Madame Weil.

5) Erzählung von Karl Tanera.
(Schluß.)

So hören Sie. Der junge Offizier, der bei uns einquartiert ist, ließ sich in Folge eines Gesprächs hinreißend, ein Bravourstück zu unternehmen, dessen Gefahr er gar nicht ahnt. Er will in etwa zwei Stunden die Grenze heimlich mit einer Jagdjoppe bekleidet, überschreiten und vielleicht bis Château Moran vordringen. Das muß verhindert werden.

Genau muß das verhindert werden, denn der unbesonnene Herr würde drüben sicher verhaftet und als Spion nach Belfort transportiert. Seit drei Tagen haben die Franzosen verschärften Dienst, weil sie die ungewohnte deutsche Kavallerieübung überhaupt nur für eine Ausrede behufs Spioniererei halten.

Sehen Sie, das dachte ich mir auch.

Ich werde den Herrn sofort warnen.

Nein, das darf nicht sein. Er würde darin nur eine unbefugte Einmischung in seine Pläne sehen und doch versuchen, seine Absicht zu erreichen. Hören Sie, was ich Ihnen vorschlage. Der Leutnant will bis zum Schnepfenholz reiten, dann den Büscheln mit den Pferden warten lassen und zwischen zehn und vier Uhr den Streich unternehmen. Nun glaube ich, können Sie mit Ihren Leuten leicht alle die möglichen Wege, die er etwa einnehmen wird, abstellen und ihn einfach wegen angeblichen Verdachts des Schmuggelns verhaften. Sie behalten ihn dann unter Aufsicht bis früh dreieinhalb Uhr und geben ihn um diese Zeit in der Nähe des Schnepfenholzes die Freiheit wieder, damit er rechtzeitig seine Pferde findet und nicht zu spät bei seinem Regiment in Weinheim eintrifft.

Gnädige Frau, das ist sehr schön erdacht, aber schwer auszuführen. Ich muß, wenn ich ihn verhaftet habe, seine Personale aufnehmen. Wenn er mir dann durch eine Offizierkarte oder sonstwie glaubwürdig nachweist, wer er ist, darf ich ihn nicht länger der Freiheit berauben.

So fragen Sie ihn eben nicht gleich nach Namen und Stand.

Das darf ich nicht, gnädige Frau. Wenn er sich dann über mich beschwert, so werde ich wegen Dienstinachlässigkeit bestraft. Das könnte mein ganzes Avancement zerstören.

Der Offizier wird aber gewiß über die Sache schweigen. Wenn ich darüber sicher wäre, dann würde ich keine Minute zögern.

Nun gut, Herr Dollweg, ich will noch weiter gehen, als ich bisher getan. Verhaften Sie den Leutnant, so wie wir verabredet, und lassen Sie mich das Gelingen unseres Planes sogleich durch einen Unteraufseher wissen. Dann schreibe ich dem Offizier einen Brief, den ihm der Aufseher überbringen kann. Erklärt er Ihnen daraufhin, daß er schweigen werde, so ist ja Alles gut. Thut er es nicht, so melden Sie morgen früh die Sache dienstlich und ich fahre sofort zum Herrn Inspektor, um ihm Alles so mitzuthellen, wie es sich verhielt, damit Sie aus jeder Schuld sind. Ich glaube aber bestimmt, der Offizier giebt Ihnen die Erklärung.

Gnädige Frau, die Sache kann immerhin ihre fatalen Folgen haben. Allein ich freue mich, Ihnen meine Dankbarkeit wenigstens zu einem ganz kleinen Theil beweisen zu können. Sie werden mit mir zufrieden sein. Nun muß ich aber sehr eilen, sonst erreiche ich das Schnepfenholz nicht rechtzeitig. Wo soll mein Unteraufseher heute Nacht läuten?

Er soll nur am kleinen grauen Thor klopfen. Ich bin nebenan in der Bibliothek und werde ihm selbst öffnen.

Gute Nacht, gnädige Frau. Gute Nacht, Marie.

Gute Nacht, Herr Dollweg. Im Voraus besten Dank.

Sie thun ein gutes Werk.

Er hörte es kaum mehr, eilte auf den Korridor, nahm die Büchse von der Wand, und gleich darauf vernahm man außen seine sich schnell in der Richtung gegen den Wald entfernenden Schritte.

Frau Richter begrüßte ebenfalls die Frau des Beamten, streichelte nochmals das Kind und verließ das Haus. In ihrem Zimmer angekommen, kämpfte sie einen schweren Kampf mit sich selbst.

Wie soll ich ihm schreiben?

Anfangs dachte ich an einen anonymen Brief. Wenn er nun darauf nicht reagirte! Dann kam die leidige Geschichte am Ende doch an die große Glocke! Dabei konnte leicht eine unliebsame Erwähnung ihrer Schwester vorkommen.

Die ganze Sache als einen Scherz darstellen?

Da war es auch unsicher, ob der Offizier im Aerger sich nicht zu schroffen Aeußerungen wenigstens im Kameradenkreis hinreißen ließ.

Sie sann lange hin und her. Endlich war sie sich klar. Es blieb nichts Andres übrig, sie mußte offen Farbe bekennen und unter ihrem Namen ihm schreiben. Wiederholt zerriß sie den begonnenen Brief. Endlich schrieb sie statt der langen bisher aufgesetzten Erklärungen folgende kurze Karte:

„Herr Leutnant!

Sie sind einem frivolon Spiel zum Opfer gefallen. Sie hätten Ihr Ziel nie erreicht. Wegen der deutschen Kavallerieübungen wird die französische Grenze jetzt so bewacht, daß ein Durchschleichen unmöglich ist. Sie wären verhaftet und als der Spionage verdächtig nach Belfort transportiert worden. Die Folgen können Sie sich selbst ausmalen. Dies beabsichtigte wahrscheinlich meine Schwester, um Sie dafür zu strafen, daß Sie zu schlecht von einer Dame dachten. Ich finde die Strafe zu hart, habe Sie deshalb dem mir ergebenen Grenzaufseher denunziert und damit vor den Folgen Ihres unüberlegten Schrittes bewahrt.

Ich halte Sie für einen Kavaller. Von diesem verlange ich als Dank für mein Handeln, daß er mir auf beiliegendem Zettel unbedingtes Schweigen über die ganze Sache gelobt. Theilen Sie diesen Entschluß dem Grenzaufseher mit, daß er weiß, er brauche keine dienstliche Meldung der Vorfälle dieser Nacht zu erstatten.

Auguste Richter.“

Als sie die Karte geschrieben, las sie sie wiederholt durch, steckte sie zugleich mit einer zweiten leeren Korrespondenzkarte in einen Briefumschlag und schrieb die Adresse: „Herr Leutnant Kolb“ darauf.

Dann nahm sie ein Buch zur Hand, las und wartete.

Kurz vor Mitternacht klopfte es am Thor. Es war der Untergrenzaufseher. Der Herr Aufseher läßt der gnädigen Frau ganz ergebenst mittheilen, es sei Alles in Ordnung, und er bitte um den besprochenen Brief.

Ist kein Lärm entstanden?

Nein, gnädige Frau. Der Offizier war so überrascht, daß er uns willig folgte. Wir führten ihn in unsere Unterstandshütte in der Belforter Straße. Sein Büschel hat nichts gemerkt. Der wartet mit den Pferden im Schnepfenholz.

Gut, bringen Sie dem Herrn Leutnant diesen Brief. Seine Antwort könnte mit Herr Dollweg morgen früh, wenn er von der Streife heimkehrt, selbst geben. Gute Nacht.

Damit reichte sie ihm den Brief.

Gute Nacht, gnädige Frau!

Jetzt legte sie sich zur Ruhe. Sie war mit sich selbst zufrieden.

Am andern Morgen brachte der Grenzaufseher die Antwortskarte des Offiziers. Darauf stand:

„Niedergedrückt durch Schuldbewußtsein und Scham spricht seiner gütigen Ketterin den innigsten Dank unter der Versicherung unbedingten Schweigens aus mit allergrößter Hochachtung und Verehrung Alfred Kolb, Leutnant im Ulanen-Regiment Nr. 1.“

Am gleichen Tage war das in Weinheim und Umgegend einquartierte Ulanen-Regiment, bei dem sich Leutnant Kolb zugleich mit seinen Leuten rechtzeitig eingefunden hatte, nordwärts weitergerückt. Von der nächsten Episode drang nichts in die Öffentlichkeit. Erst lange Zeit nachher erzählte Herr Richter im Bekanntenkreise davon. Diefem hatte seine Frau Alles mitgetheilt, um ihrer Schwester gehörige Vorstellungen über ihr unrichtiges Verhalten zu machen.

Der Leutnant wird wohl nie seine Erlebnisse während seiner Einquartierung auf dem Waldhof vergessen. Sie werden ihm gewiß in vieler Beziehung eine heilsame Lehre bilden, besonders für sein Verhalten bei zukünftigen Manövern an der deutsch-französischen Grenze.

Schiff
wie
setzen
rück-
Hoch-
sein
Hoch-
lagen
ohne
mußte
Leben
Rück-
das
erst
lut in
immer-
hrend
der
aller
enden
um
wenn
nur
der
ndlich
und
einem
„aber
vor
Sie
doch
ht ist
a Sie
uß ich
ichtigte
daß
hmen,
al an
o dem
s der

Allerlei.

Eine Hof-Galateidgeschichte, die sich beim goldenen Jubiläum der verstorbenen Großherzogin von Weimar zutrug, frucht der Berliner Vertreter der „N. Zür. Ztg.“ auf. „Wir waren“ — so erzählt er — bei einem großen Empfange im Schloß und drückten uns in den Kruggenossen umher, die Herrschaften musternd, welche sich zur „Cour“ vor dem fürstlichen Ehepaare rüsteten, das in vergoldeten Stühlen sitzend, die ehrfurchtsvollen Verneigungen der nach strenger Marschordnung vorüber Wandelnden huldvoll entgegennahm. Da zu dieser feierlichen Handlung nur ältere Herrschaften zugelassen waren, so bot die anwesende Frauenwelt — meistens bereits recht wohlgerundete ältere Mütter und Großmütter — in ihrem vorgeschriebenen Festgewand mit entblößten Schultern und Armen nicht so viel Anziehungskraft für unsere Blicke, wie die gleichfalls recht bejahrten Herren, unter denen einige ergötliche Erscheinungen waren. Da stolzte zum Beispiel ein Bürgermeisterlein aus irgend einer Thüringer Gebirgswald-Gemeinde, den ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Der Unglückliche war mit einer der ländlichen Abordnungen zum Feste gekommen und hatte die Hofeinkladung mit ihren Kleidervorschriften wohl arg mißverstanden. Es war darin aufgezählt worden, wie Jeder in Gala zu erscheinen habe, der irgend etwas bei Hofe bedeute und dabei war auch von weißen Kaschmir-Hosen die Rede. Solche Hosen waren natürlich nicht für uns gewöhnliche Sterbliche gemeint, auch nicht für den Bürgermeister, sondern für irgend welche Militärs und Hofbeamte. Das Bürgermeisterlein hatte aber die weiße Kaschmirhose auch auf sich bezogen und tänzelte nun in solcher unschuldsvollen Peinbühle durch die fürstlichen Empfangsäle. Er sah überwältigend komisch aus. Oben hatte er einen wahrhaft vorstufstulischen Frack an, den richtigen „Schwalbenschwanz“, mit dem seine Vorfahren, wenn auch nicht in den Kreuzzügen gewesen, so doch bereits die napoleonischen Kriege durchfochten haben mochten. Darunter trug er eine erschrocken ebenfalls ererbte ältere Seidenweste, unter der sich sein stadtväterliches Büchlein wie ein Gummiball strammte. Und dann kamen die „Unausprechlichen“ in ihrer Taubenreinheit! So was an weißwollenen Hosen habe ich noch niemals gesehen, weder auf sonstigen Hofempfangen noch auf der Bühne. Sie waren ihm zu kurz und zu eng, und damit sie ihm nicht in die Höhe rutschten, hatte er unten Spannriemen daran, die sie an den derben Hüften festhielten. Anfangs dachte ich, der Herr hätte vor lauter Angst, im Schloße zu parodieren, die eigentlichen Hosen verloren und marschierte nun in halbbedecktem Zustand am Throne der Landesherren vorüber. Aber nein, es war seine weithin vangende Galatracht. Dabei schwitzte er Blut und Wasser vor Anstrengung, denn die Dinger saßen ihm so prall, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, die Nähte würden mit fürchterlich hörbarem Rucke plagen. Und in der That, es kam der große Augenblick, wo die gemißhandelten Hosen rebellisch wurden. Als der Herr Bürgermeister vor dem Fürstenepaare die vorgesehene Verbeugung machte, einige Zoll tiefer vielleicht wie seine „weiß tauchmirene“ — es nach ihrer Beinlänge erlauben durfte, gab es einen Knall: der Spannriemen an einem Fuß war losgerissen und das widerpäntige Höslein rollte sich behende an der rechten Wade empor, so daß man sehen konnte, daß der Herr Bürgermeister blaue gefärbte Strümpfe trug. Aus der scheinbaren weißen Unterhose drohte schließlich noch eine Schwinnhose zu werden und man konnte es wohl bemerken, wie selbst die Höflingsgesellschaft vor mühsam unterdrücktem Lachen mitterleuchteten. Ein mit fürstlicher Hand gespendeter Orden versetzte später dem armen, kleinen Bürgermeister die grüßlichen Nengste, die er während der „Cour“ in seinen unzulänglichen Weißwollenen ausgestanden hatte.

Ueber die Sprache von Palästina zur Zeit Christi wurde neulich an dieser Stelle die Hypothese eines Gelehrten mitgeteilt. Dazu möchten wir ergänzend noch Einiges bemerken. Was die Sprache von Palästina zu Lebzeiten Christi betrifft, so wurde Vieles, das von hoher Bedeutung ist, erst durch neuere Forschungen festgestellt. Eine Inschrift an Herodes z. B. war sowohl in aramäischer als auch in griechischer Sprache abgefaßt, und überhaupt hat man eine Menge griechischer Texte aufgefunden, die, aus allen Zeiten und aus allen Theilen des Landes herrührend, den Beweis liefern, daß die alten fanatischen Religionen noch nicht ausgestorben, dagegen vielfach mit griechischer Mythologie durchsetzt waren, so daß Namen von einheimischen und von griechischen Gottheiten oft nebeneinander vorkommen. Die Gegend, in der die Griechen am zahlreichsten wohnten, war scheinbar die von Dekapolis, östlich vom Galiläischen Meere, und es scheint auch, daß die Bewohner von Gadara, die vielfach Schweine züchteten, Griechen gemein sein, denn das nützliche Schwein galt bei den Phöniziern und anderen semitischen Völkern ebenso für unrein wie bei den Juden selbst. — Ost ist darüber geirriten worden, ob die Evangelien ursprünglich in griechischer oder in aramäischer Sprache verfaßt worden seien; jetzt ist nun durch weitere Untersuchungen mit Sicherheit nachgewiesen worden, daß das Griechische jener Zeit in Palästina vielfach in Gebrauch war und von den Juden ebenso wie von den anderen Einwohnern verstanden wurde. Auch der Stein mit griechischer Inschrift ist wieder aufgefunden worden, der die Heiden vor dem Betreten des inneren Tempelhofes warnte, und ebenso jüdische Sätze, die mit griechischen Inschriften versehen sind.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto E h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Blüthenlese aus den „Waisigen Mäthern“.

Der geistreiche Insizient.

Am Hoftheater zu K-hausen soll eine Napoleon-Operette aufgeführt werden. Die Hauptwirkung des Stückes wird von einer großen Szene des zweiten Aktes erwartet, in welcher Napoleon I. an der Bahre seines Sohnes, des Königs von Rom, in Thränen ausbricht.

Auf der letzten Probe wendet sich der Darsteller der Hauptrolle an den Insizienten: „Der Sarg muß geändert werden; das Publikum muß sofort wissen, daß es hier die iberischen Ueberreste des zweiten Napoleon vor sich hat. Bringen Sie also in großen Buchstaben die Aufschrift an: N II.“

In der Aufführung verlag die tragische Wirkung vollkommen; dagegen erfolgt ein allgemeiner Heiterkeitsausbruch, da der Insizient die ganze Breite des Sarges mit der Aufschrift verzert hatte: Entzwei.

Der Anfang vom Ende.

Ein Ehepaar, das sich auf der Straße geprügelt hat, erscheint in Begleitung eines Freundes auf der Polizeiwache, und der Polizeilieutenant wendet sich an den Freund mit der Frage: „Sie haben dem Anfang des Streites beigewohnt?“

„Gewiß! Vor zwei Jahren!“
 „Was, vor zwei Jahren?“
 „Na ja, ich war doch auf der Hochzeit der Beiden.“

Doch etwas.

Erster Bettler: Du, ich möchte jern mal Wildpret essen. Hast Du schon mal welches jessen?
 Zweiter: Det jerade nich, — aber die Füße habe ich mir schon mal mit Hirschtalg injeschiert!

Vom Büchertisch.

Ueber den „Kunstwart“, die von F. Avenarius herausgegebene Halbmonatsschau über Literatur, Theater, Musik und bildende Künste (Verlag von Georg D. W. Callwey in München, vierteljährlich 2,50 Mark) schrieb kürzlich die „Tägl. Rundschau“: „Vor mir liegt der letzte Jahrgang des „Kunstwarts“. Welch eine Fülle von Urtheil und Kunstsinne, welche ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöpferischen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste sind hier mit gleicher Liebe und gleichem Verständnis gesichtet, dargestellt, beurtheilt. Kein gelehrter Ballast füllt die Spalten und es ist ein thörichter Glaube, den man mitunter hört, der „Kunstwart“ sei nur für Künstler von Fach da. Nichts falscher als das, er ist der berufene Wart für alle Künste und ist geschrieben für die Gebildeten aller Stände. 10 Jahre ist dieser Gast auf hoher Warte jezt alt und in diesen 10 Jahren hat er mehr gehalten, als er bei seiner Gründung versprochen hat — er ist an die Spitze der schöpferischen Zeitschriften Deutschlands getreten! Immer vorurtheilslos nach inniger Ueberzeugung und großen Gesetzen urtheilend, mutbig und feil, tiefgeitig, lauter, jung, frisch und edel — so geht der „Kunstwart“ seinen Weg. Fast thut es mir leid, daß er ein neues prächtiges Kleid zu seinem zehnten Geburtstag bekommen hat, denn ich hatte das andere schon so lieb genommen wie die Züge eines alten Freundes, aber es soll nicht verkannt werden, daß eine vornehme künstlerische Ausstattung für eine derartige Zeitschrift nothwendig ist. Und — wer weiß? — Vielleicht wird es bei dieser Ausstattung jezt bald zum guten Ton gehören, daß der „Kunstwart“ auf zierlichen Damenschreibtischen nicht fehlen darf.“

Dem vor kurzem erschienenen sechsten Heft der „Kriegsgeschichtlichen Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71“ von Major a. D. K u n z, welches zum ersten Male Beispiele für die Verwendung der Feldartillerie in zusammenfassender Uebersicht brachte, ist nunmehr das siebente Heft im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von C. S. Mittler u. Sohn in Berlin (Preis 1,40 Mk.) gefolgt, welches zahlreiche Beispiele für das Herangehen der Artillerie auf nahe Entfernungen an den Feind, über Plankenwirkung und Deckung, über den Angriff auf besetztestellungen, wie sie die Kriegsthaten von 1870/71 so reichhaltig darbieten, sammelt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Angaben über die deutscherseits im Kriege 1870/71 verloren gegangenen Geschütze. Eine genaue Forschung ergibt dabei, daß die Franzosen im ganzen Kriege nur sieben deutsche Geschütze erobert haben, darunter drei, welche gar nicht feuerten. Von diesen Geschützen gelangten zwei durch die Kapitulation von Metz wieder in deutschen Besitz, ein drittes wurde in der Schlacht von Beaune la Rolande von den Preußen zurückerobert. Dauernd im Besitz der Franzosen sind also nur vier deutsche Geschütze geblieben, darunter nur eines, das bei Les Colles im Kampf erobert ist. Die Deutschen haben dagegen 1915 französische Feld- und 526 Festungsgeschütze erbeutet, davon 255 Feldgeschütze im offenen Kampfe. Um die in diesem Hefte dargestellten Kriegsergebnisse auch jüngeren Offizieren recht nutzbar zu machen, entwickelt der Verfasser aus ihnen fünfzig Aufgaben, für deren Ausarbeitung sie die Grundlage geben.

33]
 sid
 ersch
 Leut
 blick
 beug
 aber
 schre
 am
 mitz
 Wate
 sprich
 eitlt
 Ober
 habe
 Kraf
 schn
 drück
 Wor
 Zede
 den
 gnäß
 mach
 ring
 dem
 sovie
 Wu
 fie r
 es
 stieg
 ruhig
 über
 gehe
 mit
 daw
 nur
 sie f
 muß
 beo
 er o